

SPRACHE, WISSEN, BILDUNG oder: Der Schafschädel auf dem Lido

Rüdiger Görner

Vorstellbar wäre gewesen, das mir gestellte Thema – den vielleicht verblüffenden, konkretisierend-(schein-) ironischen Zusatz ‚Der Schafschädel auf dem Lido‘ hat niemand anderer zu verantworten als Goethe, auch wenn er damit keineswegs ironische Absichten verbunden hatte – einmal mehr aus englischer Sicht zu bearbeiten: Man denke etwa an das Paradoxon, dass die europäische *lingua franca* ausgerechnet die Sprache jenes Landes ist, das sich von gesamteuropäischen Vorstellungen und Verantwortungen zu verabschieden begonnen hat. „Sprache, Wissen und Bildung“ wäre vor diesem Hintergrund auch mit Blick auf die Sprache im neuen Curriculum für Geschichte in den staatlichen Schulen Englands verhandelbar gewesen, das Diskurskompetenz zu Fragen der Nation von Neunjährigen fordert und insgesamt zu einer rückhaltlos positiven Interpretation des British Empire anhält. Europäische Geschichte ist in diesem Curriculum, einer Anleitung zu affirmativem, bruchlosem Geschichtsverständnis, das im nächsten Herbst gegen den Protest einiger weniger, aber namhafter Fachhistoriker eingeführt werden wird,¹ nur dann von Bedeutung, wenn sie die englische Interessenpolitik tangiert. Die Marginalisierung der irischen

Rüdiger Görner

Geschichtsproblematik ist gleichfalls Programm und gehört in dieses kollektive Einüben von nunmehr curricular sanktionierter Reflexionslosigkeit. Wer diese Art von Geschichte lernt, das die jeweiligen Altersstufen stofflich geradezu demonstrativ überfordern soll, wird mit unvermeidlicher Unlust am Fach, gezieltem Vergessen oder Verdrängen belohnt.

Ich habe jedoch einen anderen – notwendig skizzenhaften – Zugang zu dem mir gestellten Thema gewählt, einen, man könnte sagen, wissenspoetisch-allegorischen. Mein Ausgangspunkt ist die schlichte Überlegung, dass Sprache und die Zeichen-Sprachen der Künste jeweils differente Wissensinhalte vermitteln. Das im Gedicht aufgehobene Wissen unterscheidet sich vom Unruhe-Potenzial bestimmter Musikstücke oder von der Art wie Musik durch Zitate, Anspielungen, Thema und Variationen *erinnert*. Oder nehmen wir die Bildenden Künste, in denen das ‚Bilden‘ in seiner doppelwertigen Bedeutung ohnehin Programm ist, im Sinne von Gestalten und Sich Bilden durch das Schauen des Gestalteten: Wenn Georg Baselitz seine vor 1989 entstandenen Menschenbilder nach 1995, sie neu malend, auf den Kopf stellt, dann ist damit eine besondere Form von vergegenwärtigter Erinnerung gemeint. Baselitz kommentierte sie selbst in einer Art piktorialen Selbstreflexion.

Was die Sprache weiß, wodurch wir uns also bilden – alles Wortwesentliche scheint, wenn wir Gottfried Benn darin folgen wollen, eine Frage des Satzbaus zu sein. Die Sprache gleicht einem Haus mit ungezählten Zimmern, beweglichen Wänden und Durchlässen; der Satz ähnelt einem Labyrinth und Leitfaden zugleich, dient als Verknüpfungsmedium und exploratives Echolot in die abgründigen Tiefen oder bloßen Untiefen der Kultur. Was Goethe für das Jahr 1790 in den *Tag- und Jahresheften* notiert hatte, gewinnt vielleicht erst heute, unter digitalen Vorzeichen, seine eigentliche Valenz als Sinnbild einer Vernetzung verschiedenster Informationen; und für das Wie seines Notats gilt dies nicht minder. Denn in *einen* Satz kleidete er scheinbar

SPRACHE, WISSEN, BILDUNG

Disparates, das er als Wissenszusammenhang vorstellte. Dieser Satz zeigt am konkreten Symbol des vor Zeiten organisch und geographisch Gebildeten das Wesen von Bildung überhaupt auf:

Als ich [...] auf den Dünen des Lido, welche die venezianischen Lagunen von dem Adriatischen Meere sondern, mich oftmals erging, fand ich einen so glücklich geborstenen Schafschädel, der mir nicht allein jene große, früher von mir erkannte Wahrheit: die sämtlichen Schädelknochen seien aus verwandelten Wirbelknochen entstanden, abermals bestätigte, sondern auch den *Übergang* innerlich ungeformter organischer Massen, durch Aufschluß nach außen, zu *fortschreitender Veredelung höchster Bildung* und Entwicklung in die vorzüglichsten Sinneswerkzeuge vor Augen stellte, und zugleich meinen alten, durch Erfahrung bestärkten Glauben wieder auffrischte, welcher sich fest darauf begründet, daß die Natur kein Geheimnis habe, was sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stellt. (HA 10, 435 f., m. Hervorh.)

Ich ging auf dem Lido so für mich hin – auf einer topografischen Scheide also, einem geografisch Trennenden, zumindest Differenzierenden: und gerade dort findet Goethe ein organisch-anatomisches Symbol des Verbindenden. Die Anschauung des „glücklich geborstenen Schafschädels“ offenbart und bestätigt ihm ein Naturphänomen als – und das ist bedeutsam – Wahrheit. Die Metamorphose der Wirbelknochen generiere die Schädelknochen. So verstand sich für Goethe das Prinzip der aufsteigenden Entwicklung als Essenz natürlicher und geistiger Bildung. Wissen ohne Möglichkeit einer sinnfälligen Deutung erschien ihm wertlos. Die Natur wiederum sah er als ein sich aufschlagendes Buch, auf dessen Lektüre man sich verstehen solle.

Rüdiger Görner

In diesem Notat jedoch drückte sich Goethe noch unverstellter aus: Die Natur entblöße sich vor dem Betrachter in unvermuteten Augenblicken – und das auf dem Venedig vorgelagerten Lido, zu Goethes Zeit buchstäblich ein Landstrich, eine Nehrung, Gegenbild zur bis zum Äußersten verfeinerten Kultur der Serenissima.

Kultur galt nicht nur Goethe als interpretierte Natur und Zusammenhang von Sprache, Recht, Religion, Kunst und Wissenschaft; sie war ihm „les progrès de l'esprit humain“ *und* Naturwahrheit zugleich, wobei dieser zitierte Satz aus den *Tag- und Jahresheften* eben diesen Zusammenhang erst eigentlich herstellt. Denn ‚Gesetze‘ waren dem Juristen und Wissenschaftler Goethe immer auch Naturgesetze, sprachliche Ableitungen empirischer Befunde.

Natur und Geist hieß die prominenteste Wechselbeziehung im kulturellen Gesamtgefüge dessen, was sich in der Aufklärung als europäisches Bewusstsein abzuzeichnen begann, national vielstimmig und gerade durch seine kleineren Einheiten kulturell wertvoll.

Die Trias von ‚Sprache, Wissen und Bildung‘ verfügt dabei auch über wichtige Zwischentöne: im Falle der Sprache über Stimmen, beim Wissen über Ahnungen und in der Bildung über das, was Goethe mit „Übergang“ bezeichnet hat: Zwischenphasen in den Entwicklungsabläufen, über deren Zielgerichtetheit meist erst nach ihrem Abschluss spekuliert wird. Die in der Sprache angelegte durch die Stimmen gleichsam instrumentierte Begriffsbildung leidet dabei an einem Grundproblem, das immer wieder zum Unbehagen an und in der Sprache geführt hat. Goethe hatte noch behaupten können, und zwar im achten Buch von *Dichtung und Wahrheit*, der Begriff bringe auch den Inhalt mit und sei selbst „Werkzeug der Bildung“. Doch der frühe Nietzsche hatte, die Sprachskepsis der Jahrhundertwende vorwegnehmend, das Begriffsproblem scharf in den Blick genommen:

SPRACHE, WISSEN, BILDUNG

[...] jedes Wort wird sofort dadurch Begriff, dass es eben nicht für das einmalige ganz und gar individualisierte Uerlebniss, dem es sein Entstehen verdankt, etwa als Erinnerung dienen soll, sondern zugleich für zahllose, mehr oder weniger ähnliche, d.h. streng genommen niemals gleiche, also auf lauter ungleiche Fälle passen muss. Jeder Begriff entsteht durch Gleichsetzen des Nicht-Gleichen. (KSA 1, 879 f.)

Wie kümmerlich freilich wäre es um die Sprache bestellt, wäre in ihr nur Wissen aufgehoben. Sagen wir es mit Thomas Manns leidgeprüfem *alter ego*, Gustav von Aschenbach, nach dem „Eros im Worte“ zu sein habe, was diesem als das wirkliche „Glücksgefühl“ galt. (GW VIII, 492) Und er spricht vom „seltsam zeugenden Verkehr des Geistes mit einem Körper“; gemeint ist der Sprachkörper ebenso wie die Erfahrung des vergeistigt Physischen, durch die Sprache produktiv wird. Dazu gehört nicht minder das Abgelebte, Goethes Schafschädel eben, der durch interpretierendes Beschreiben und das von ihm ableitbare Naturgesetz neues Leben in der reflektierten Anschauung gewinnt.

Dennoch: Wir simulieren meist Vertrauen in die Sprache, oft wider besseres Wissen, wir verständigen uns stets am Rande gegenseitigen Verstehens und damit beständig drohendem Missverstehens. Das bedeutet, wir weben beständig wortreich kommunizierend an einem Schleier, der unser sprachliches Krisenbewusstsein notdürftig verhüllt. Was sich dadurch bildet? Eine Kultur des Verkennens, die Wissensbildung auf Spontaneinsichten im Talkshow-Format reduziert.

Es ist hinreichend bekannt: Begriffe ebnen ein, Abstrakta zumal, was auch für die Wörter ‚Wissen‘ und ‚Bildung‘ selbst zutrifft, für die politische Semantik ebenso wie für die Verständigung in und zwischen den Wissenschaftsdisziplinen. Gerade auch deswegen bedarf es eines besonderen

Rüdiger Görner

Sinnes für die Zwischenbereiche, die Zwischentöne und die Stimmlagen zwischen eingefahrenen Diskursen. Diesen Sinn für den „Übergang“ – man erinnere sich: Goethe gebrauchte diesen Begriff genau in der Mitte seines komplexen Satzes – die Nuancierungen zwischen Kulturen und Staaten schärft die Kunst, die Poesie zumal. Hölderlin hatte dies in seiner hymnischen Dichtung *Am Quell der Donau* aus dem Jahre 1801 vorgeführt, dessen ersten beiden Strophen, also die eigentlichen Quellpunkte dieser Hymne, bezeichnenderweise verschollen sind. Wie die Hymne *Der Rhein* spricht Hölderlin in seiner *Donau*-Dichtung über Kulturströme als fließendem Bewusstsein, in das Sprache und Wissen eingeht, um als Bildung daraus hervorzugehen. „[...] so kam/Das Wort aus Osten zu uns,/Und an Parnassos Felsen und am Kithäron hör’ ich/O Asia, das Echo von dir und es bricht sich am Kapitol und jählings herab von den Alpen“ (SWB I, 321 f., V. 35-39). Kultur als mehrfach gebrochenes Echo eines vermuteten Uranfangs, Europa im Spiegel Asiens – entscheidend aber ist die „Stimme“ in diesem kulturstiftenden Prozess. Hölderlin nennt sie eine „Fremdlingin“, aber auch „Erweckerin“, die „menschenbildend“ sei. Er bezieht diese Stimme des Geistes zurück auf den Ursprung der Donau, wo „herrlichgestimmte“ und „unerschöpflich reinquillende“ Röhren der Orgel, eines ‚gebildeten‘ Kunstinstruments also, dieses Quellen des europäischen Kulturflusses umspielen. Die *Rhein*-Hymne dagegen betont das „Rätsel“ des „Reinentsprungenen“. Anders als Goethe in seinem Eintrag über das Erlebnis auf dem Lido beharrt Hölderlin auf dem Geheimnishaften und weist seinem eigenen Dichten Schranken zu: „Der Gesang kaum darf es enthüllen.“ (SWB I, 329, V. 47) Das Verhältnis der Wissenskomponenten zueinander, die nur dann zu Bildung werden, wenn der darüber Sprechende sie nicht nur referiert, sondern sich anverwandelt hat, dieses Verhältnis ist mit einem Hölderlin-Wort treffend beschrieben, jenem des *Harmoniscentgegengesetzten*, einem von Fichtes *Wissenschaftslehre* hergeleiteten Kompositum, ohne das keine dem

SPRACHE, WISSEN, BILDUNG

Prinzip der gegenseitigen Wertschätzung verpflichtete Diskurstheorie auskommen sollte.

Hölderlins am Fluss und Fließen orientierte Darstellung von Kulturentwicklung, deren dynamisierende Momente gewissermaßen in den Stromschnellen zu orten wären, verdankt sich der bei Herodot und später bei Cicero in den *Tusculanischen Gesprächen* begründeten Tradition der „translatio artium“ oder Kulturwanderung. (Die Entsprechung im Politischen wäre die „translatio imperii“ vom Römischen Reich bis zum mittelalterlichen Reichskonzept und jenem Napoleons, die Peter Sloterdijk in einem bedenkenswerten, leider allzu schnell vergessenen Pamphlet von 1994, *Falls Europa erwacht*, als „mytho-motorische Zelle“ im europäischen Einigungsprozess bezeichnet hat, da er dieses Prinzip noch im Ansatz der Römischen Verträge von 1957 enthalten sieht.²⁾ Religion und Kultur der Griechen, so diese Vorstellung, hätten sich durch die Übertragung ägyptischer Kultformen ergeben, beziehungsweise in Rom durch Kulturverpflanzung griechischer Werte. Die humanistische Bildung ergibt sich auf diese Weise durch das Fördern solcher Kulturübertragungen. Dabei erweist sich die Stimme der Kulturen als akustischer Katalysator. Die ‚wohltemperierte Kultur‘ wäre demnach eine polyglotte Stimmenwelt – vom Naturlaut des Flusses bis zur in der Hymne aufgehobenen Stimme des Dichters.

Diese vokalische Auffassung von Kultur reicht bis zu Elias Canettis *Stimmen von Marrakesch*, wobei es schwerlich Zufall ist, dass Canetti, am unteren Lauf der Donau geboren, das kulturelle Erbe des Vielvölkerstaates in sich habend, diese buchstäblich in der Luft liegende oder schwirrende, jederzeit Gestalt annehmende und der Auflösung anheimgegebene Form, die Stimme, als kulturellen Indikator favorisierte. Weniger bekannt ist, dass Ähnliches der Komponist, Hans Werner Henze, verfolgt hat. Beispielhaft zum Ausdruck kommt dessen vokalische Kulturmorphologie in seinem Text *Vom Singen und*

Rüdiger Görner

Sprechen in Neapel. Er sei deswegen ausführlich zitiert, weil er diese Stadt gleichsam als zentrierten Zwischenraum begreift, als Stadt des Übergangs von einer Kultur zur anderen und als einen amorphen, ja von der Natur gefährdeten Geschichtsort, in dieser Hinsicht mit Triest ebenso verwandt wie mit anderen randständischen Zentren in Europa. Henze schreibt:

[...] es fängt an mit dem Sprechen. Nicht Sprechen im europäischen Sinne – es ist ein Durchlaufen aller erdenklichen Klangfarben, immer mit der Tendenz, in Gesang zu münden. Es ist Zärtlichkeit, Weichheit, es ist der rauhe, schwere Laut der Fischersprache, der Tonfall der Taxichauffeure, das Pathos der Commendatori, Seufzen, Schmeicheln, Lästern der Cavalieri, das ist das Flüstern der Rauschgifthändler, und da ist das Reden der Liebenden.

[...]

Es ist eine Sinfonie von Stimmen, in Trillern, in Kadenzen, hier klar und bestimmt, fast fein, dort wütend und böse. Dann wieder phantasievolle Modulationen, heißblütig, streichelnd, sehnsüchtige Schauer des Lebens, der Zeiten, sich überbietende, sich überlagernde Stimmen.³

Hier spricht nicht nur ein Komponist, neben Witold Lutosławski einer der letzten übrigens, der sich auf die vielstimmige Kunst der Sinfonie verstand und verstehen wollte; hier spricht einer, der fordert, dass wir aufeinander hören sollen; dass wir uns einstimmen mögen auf die polyphonen Gegebenheiten an den Grenzen Europas, ihren Randlagen, die das Zentrum unseres Bewusstseins beanspruchen dürfen.

SPRACHE, WISSEN, BILDUNG

Die feinen und groben Schattierungen einer Kultur, sie wollen nicht nur gehört sondern erhört werden, das Wort als Entsprechung zum „Erspähen“, „Erahnen“, „Erfühlen“ verstanden.

Der Gedanke solle Gefühl, das Gefühl ganz Gedanke, gebildete Form sich auflösen und die Auflösung zur paradoxen Form werden können, währte Aschenbach an jenem Ort, wo Goethe seinen geborstenen Schafschädel entdeckte. Damit war auch das Sprachgefühl gemeint, Gespür für das ganz Andere ebenso wie das konkrete Wissen um kulturelle Traditionen.

Sprache, Wissen und Bildung werden in der jeweiligen Begriffsbildung deutungsbedürftiges Ereignis. Man denke allein an die unterschiedlichen Konjunkturzyklen des Wortes ‚Mitteleuropa‘, das im 19. Jahrhundert Frantisek Palacky als eine ‚Austroslavision‘ beschrieben hatte, als ein multikulturelles Projekt, während Friedrich Naumann darunter 1915 eine Pufferzone zwischen Deutschland und Russland verstand, wogegen István Bibó in seiner Polemik 1946 vom Elend der osteuropäischen Kleinstaaten handelte und ‚Mitteleuropa‘ als Projekt für gescheitert erklärte, bis es nach 1985 – wie im Laufe unserer Tagung mehrfach gezeigt wurde – zum Gegenstand einer regelrechten intellektuellen Bewegung wurde, getragen von – neben anderen – Claudio Magris, Milan Kundera, György Konrád, Danilo Kis und Czeslaw Milosz. ‚Mitteleuropa‘ wurde zum Gegenstand einer Neuerfindung traditioneller Identitäten, wobei es sich heute eher als Begriff für eine überaus reiche kulturelle Kontaktzone anbietet, die aus Verschleifungen und neuerlichen Abgrenzungen besteht. ‚Mitteleuropa‘ kennt keine Verfassung, sondern versteht sich als eine kulturelle Verfasstheit und als Strukturbegriff von pragmatischer, emotionaler, aber auch nach wie vor ideologischer Tragweite.

Rüdiger Görner

Der prä-cartesianische Denker Étienne Pasquier hatte in seiner Schrift *Recherches de la France* von 1566 behauptet, jeder intelligente Mensch sei *de facto* in der Lage, sich aufgrund des Studiums alter Gesetze und Verordnungen ein Bild von der Gemütsverfassung der jeweiligen Gemeinschaft oder eines Volkes zu machen; denn deren Gesetze wiederum ließen Aussagen über dessen jeweilige Lebensart zu. Aus wissenschaftlicher Sprach- und Textanalyse entstehe somit ein Bild von gemeinschaftlicher Charakterbildung. Man lese einmal die europäischen Verträge daraufhin, und man wird auf ein Prinzip stoßen, von dem sich alle übrigen europäischen Identitätskonzeptionen ableiten lassen, jenes vor genau dreißig Jahren in die *Einheitliche Europäische Akte* vom Juni 1983 aufgenommene Prinzip der Bildung einer „immer engeren Union“, einer mithin *offenen* Zielvorhabe. Sprache, Wissen und Bildung sind gefordert, um diese Offenheit und Geschlossenheit wieder und wieder zu deuten. Es ist jener Moment in der Entwicklung der europäischen Integration gewesen, an dem eine philosophische Problematik (wechselseitige Annäherung der Teile ohne Verschmelzung in ein ununterscheidbares Ganzes) konsensorientierte Pragmatik inspirierte. Das Bersten von Formen, Goethes Denkbild aus den *Tag- und Jahreshäften* illustriert dies wie kaum ein anderes, führt doch wieder zu Konvergenzen, die sich an den Phänomenen übergeordneten Prinzipien orientieren.

Angesichts widersinniger nationalistischer Partikularisierungsgelüste, denen man derzeit innerhalb der Europäischen Union wieder glaubt frönen zu müssen – und das ein Jahrhundert nach 1914 –, bleibt es ein geradezu ethisch verpflichtendes Gebot, sich dieses Prinzips einer pluralen, ja pluralektischen, ‚ever closer union‘ unablässig zu versichern – und das als einen politischen Begriffswert und einer aus unserem Erinnerungswissen hervorgehenden Verpflichtung.

Anmerkungen

¹ Vgl. den kritischen Kommentar von David Cannadine: Making history. Opportunities missed in reforming the National Curriculum. In: *Times Literary Supplement*, 15.3.2013, S. 14-15.

² Peter Sloterdijk: *Falls Europa erwacht*, Frankfurt am Main 1994, S. 33. In nämlichen Essay verurteilte er die passive Haltung der EU im Balkankrieg und sprach von „Europas bosnischer Schande.“ Vgl. dazu auch Paul Michael Lützeler: Europäische Identität. Der mühsame Weg zur Multikultur. In: *Volk – Nation – Europa. Zur Romantisierung und Entromantisierung politischer Begriffe*. Hrsg. von Alexander von Bormann und Gerhart von Graevenitz. Würzburg 1998, S. 228.

³ Dieter Richter (Hrsg.): *Neapel. Eine literarische Einladung*, Berlin 2004, S. 49-50 („Die Kanzonen von Neapel“).